

Unterhaltungsblatt

327

„Augsburger Postzeitung“.

N. 98.

Dinstag, den 4. Dezember

1894.

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Fried in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Guttler).

Advent.

Die Stunde ist da, wo wir vom Schlafe
erwachen sollen.
Aus der Adventepistel Röm. 13, 11.

Rehre wieder, hoher Meister,
Klopfe bei den Herzen an,
Führ' zum obern Bund der Geister
Unser's Lebens stille Bahn!
Viele schlummern und entschlafen,
Weckst Du sie, wird's ihr Gericht,
Aus den Stürmen in den Hafen
Bringest Du nur und Dein Licht.

Darum, Seele, heißes Sehnen
Schick' nach Deinem Heiland aus,
Klinge um ihn unter Thränen,
Schmücke für ihn gern Dein Haus.
Nur dem, der geduldig lauset,
Wird der Siegeskranz gereicht,
Vor dem Leiden, das ihn taufet,
Auch der Menschensohn nicht weicht.

Wie Dein Kind sich selig freuet
Und die Tage täglich zählt,
Wo das alte Fest sich neuet,
Welt und Himmel wird vermählt:
Also laß ein Weihnachtswehen
Bünd auch säufeln durch's Gemüth,
Wenn die Sterne oben stehen
Und der Abend sanft verglüht.

Doch stell' immer Dich auf's Neue
Hin zum Herrn und seinem Dienst,
Frag' Dich richtend, ob in Treue
Seinem Auge Du erschienenst.
Festlich oft die Lampen brennen
In der ersten Wartezeit,
Den nur wird der Bräut'gam kennen,
Der bis Mitternacht bleibt bereit.

Adolph Müller.

Bernward von Hildesheim.

Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert von Antonie Haupt.
(Fortsetzung.)

VI.

Kaiser Heinrich in Hildesheim.
Und rauschend rönt's wie Meeresbranden,
Wo sich das Volk in Festgewanden,
Des Feierzuges harrend, drängt.

Schack.

Wer die Stadt Hildesheim seit drei Jahren nicht
gesehen hatte, der erkannte sie, da man die Zahl Ein-
tausend und drei schrieb, nicht wieder.

Bischof Bernward hatte nach seiner Rückkehr von
Rom die Hauptstadt seines Sprengels mit mächtigen
Ringmauern, Thürmen und Thoren umgeben, so daß
Herr Thangmar, der Vielgereiste, nicht mit Unrecht be-
hauptete, im ganzen Sachsenlande finde er an Schönheit
und Festigkeit nichts Aehnliches wie Hildesheim.

Statt der grauschillernden Holzdächer leuchtete dem
staunenden Ankömmling feuerfeste rothe Ziegelbedachung
entgegen; und wenn er die Stadt betrat, so nöthigten
herrliche Kunstdenkmäler ihm Bewunderung ab. Handel
und Verkehr waren im Schutze der neuen Befestigung
rasch gediehen. Alles hatte sich zu reicher Blüthe ent-
faltet. Ganze Stadttheile waren entstanden, ja sogar
vor den Mauern mehrten sich neue Ansiedelungen. Auch
Herbergen zur Aufnahme fremder Gäste waren in Fülle
erbaut worden.

Solche genügten aber in der Woche vor dem Palm-
sonntage des Jahres Eintausendunddrei nicht, um alle
zu fassen, so hier Unterkommen heischten. Aus allen
Gegenden des Sprengels strömten Völker zusammen.
Sie wollten ihren neuen Kaiser sehen, den frommen
Kaiser Heinrich, der dem Bischof Bernward seinen Besuch
angekündigt hatte. Am Vorabende des Palmsonntags
sollte der hohe Herr in Hildesheim eintreffen.

Die Stadt war mit Gästen überfüllt. In der Dom-
schenke besonders ging es laut und lustig zu. Der dicke
Wirth schmunzelte vergnüglich, denn heute umschloß der
Dom'schenke Gewölbe Leute, die sonst während des Jahres
niemals diese Schwelle überschritten. Adelsherren des
Stiftes, ja sogar Kunstschüler, so bisheran fern geblieben
waren, drängten sich mit Bürgern der Stadt und mit
einfachen Landleuten um die langen Eichentische. Hinter
hohen Steinkrügen und schweren Humpen besprachen sie
einträchtig mit lebhaften Worten das Ereigniß des Tages.

An einem Tische in der Nähe des Fensters saß Meister Diethelm vom Hofe Sommerwerk mit dem Grafen von Olesburg und etlichen anderen Herren vom Hildesheimer Adel beisammen. Während sie sich in ersprießlicher Unterhaltung am braunen Meiß erlabten, schauten sie mit Begierde zum rundbogigen Fensterlein hinaus.

Draußen wimmelte das Getriebe der Fremden durcheinander, gleichwie das Lager eines Ameisenstaates. Da sprengte staubbedeckt ein kleiner Reitertrupp gar eilig hindurch.

„Siehe, der Schwestermann unseres Bischofs, Graf Barbo von der Mundburg!“ rief Altmann von Olesburg erfreut.

Meister Diethelm strich bedächtig seinen Vollbart: „Der ritterliche Herr kommt just nicht zu früh, wenn er den Bischof Bernward noch begrüßen will, ehe der dem Kaiser entgegengeht,“ sagte er.

Dem Grafen Barbo aber schien augenblicklich etwas näher am Herzen zu liegen, als die Begrüßung des bischöflichen Herrn. Vor der Domschenke stieg er ab, gab seinem Trupp Unterweisungen und trat eilig ein.

„Herr Wirth, rasch einen Humper voll des besten Rheinweins! Meine Kehle ist ausgedörrt nach dem staubigen Ritt in der scharfen Lenzluft, und meinen hohen Verwandten darf ich mit dem großen Durst nicht erschrecken. Also rasch! — Ah, grüß Gott, Meister Diethelm! Gott zum Gruß, Ihr Herren Altmann, Ippo, Ludolf! Schön, daß ich Euch treffe.“

Die Ritter schüttelten sich derb die Hände.

Raum saß Herr Barbo, so rief er aus:

„Schaut, da schreitet der Decan Thangmar zur Bischofsburg. Ein thatkräftiger Herr, dem die Jahre nichts anzuhaben vermögen!“ Besorgt fügte er die Frage hinzu: „Hat unser vielliebter Herr und Bischof sich in gleichem Maße jugendkräftig erhalten?“

Meister Diethelm seufzte.

„Er sieht merklich älter aus, seitdem Herr Thangmar im Anfang des vorigen Jahres aus Italien wiederkam und unserem verehrungswürdigen Herrn die letzten theuren Grüße seines geliebten Kaisers überbrachte zugleich mit der Kunde, so ihn auf der Heimreise ereilt hatte, mit der Kunde, daß der junge Otto verschieden sei. Als Herr Bernward dann von der Trauerfeier zu Machen zurückkehrte, allwo die Leiche des Kaisers mit feierlichem Gepränge beigefest war, da sah er um zehn Jahre ernster aus und viel gereifter, als ein Mann, der, wie er, nicht mehr als vierzig Sommer gesehen hat.“

„Ja, ja, ich traf ihn dazumal bei der Kaiserbestattung,“ versetzte Graf Barbo ernst.

Diethelm fuhr fort:

„Außerdem zehrt auch die Betrübniß über den Gandersheimer Streit an dem Herzen des Oberhirten. Welche Fluth von Unbilden und Kränkungen brachte diese

leidige Sache schon unserem starkmüthigen Herrn.“ — Graf Ippo vom Harzgau rief staunend:

„Was sagt Ihr, der Gandersheimer Streit wäre noch nicht ausgeglichen? Und ich vermeinte doch, als wir vor länger denn zwei Jahren unsern Bischof nach Rom begleiteten, die Sache sei dazumal von einer Synode zu Gunsten Hildesheims entschieden und der Streit aus der Welt geschaffen worden!“

Meister Diethelm nickte:

„Das wohl, Herr Graf. Der Herr Willegis von Mainz aber und die nunmehrige Lebthigin Sophia waren anderer Meinung. Unterdessen wurden noch in demselben Jahre über die leidige Angelegenheit zwei stürmische Synoden, die erste im nahen Pöbde und die zweite in der Stadt Frankfurt, abgehalten. Herr Willegis fügte sich nicht und auch nicht die Lebthigin.“

Graf Ludolf von Guddingo schlug gewaltig mit der Faust auf den Tisch:

„Herr, sende Deine Blicke! Habt Ihr Hildesheimer Euch denn nicht gewehrt?“

Meister Diethelm zuckte die Achseln:

„Gen Weihnachten desselben Jahres Eintausend und eins da ritt ja Herr Thangmar als Abgesandter unseres Bischofs zum päpstlichen Concil, so in Todi angesagt war. Der apostolische Herr Schvester, wie der Herr Kaiser, sie nahmen den Gesandten unseres Herrn gar freundlich auf. Doch das Concil der Bischöfe verrieth kirchliche Fragen, wußte in unserer weltlichen Streitsache wenig Bescheid und entschied nichts.“

Graf Barbo rieb sich die Hände:

„Hoffe, daß unser neuer Kaiser Heinrich ein Machtwort spricht zu Gunsten Hildesheims. Der sanfte und fromme Herr hat das Herz auf dem rechten Fleck und wird das zu Ende bringen, was der junge Kaiser Otto nicht vermochte. Was Herr Heinrich will, das führt er durch; wir sahen das beim Kampf um die Kaiserkrone.“

Meister Diethelm sprach ernst:

„Dazu mag das Gebet, welches wir Hildesheimer auf Anordnung unseres Bischofs einmüthig für Herrn Heinrich betrieten, auch etwas beigetragen haben. Uns dünkte es Sieg, als Herr Bernward und Herr Willegis zugleich mit den übrigen Fürsten des Reiches den Gewählten, Herrn Heinrich, ehrenvoll nach Mainz geleiteten und ihm daselbst feierlich die Salbung ertheilten.“

Mächtiger Hufschlag, lautes Pferdewieher lenkte die Aufmerksamkeit aller nach dem Domplatz.

„Wahrhaftig, das ist schon unser Graf Tammo von Sommerschenburg mit seiner Gefolgschaft,“ sprach Ippo vom Harzgau und gürtete sein Schwert fester.

Ludolf rief lebhaft:

„Herr Tammo bringt Kunde von der haltigen Ankunft des Kaisers. Er war Herrn Heinrich auf etliche Tageslängen gen Süden entgegengeritten.“

Graf Barbo reckte den Hals.



Graf Hartmann v. Fugger,
Regierungs-Präsident der Oberpfalz.

„Fürwahr“, bestätigte er, „das ist mein vielliebter Verwandter, der treue Bruder meiner Hausfrau. Ich sah den Tapfern nicht mehr, seit wir deutschen Edeln trauernd die Leiche Ottos unter vielen Mühseligkeiten über die Alpen geleiteten. Kein Held ist herrlicher aus den sieben-tägigen Kämpfen mit den türkischen Römern hervorgegangen, als er. Die Undankbaren wollten uns ja die Kaiserleiche streitig machen. Mit geschlossenem Helm und blankem Schwert eroberten wir jede Spanne Weges, so wir fürbaß schritten. Tammo in seiner Heldenkraft hat uns mit seinen Mannen den Rücken gedeckt vor dem welschen Raubgesindel. Auf der Burg Paterno hat er einst in Treue den Kaiser zu schützen gelobt und den Schwur begeistert und mutbig gehalten bis über den Tod Ottos hinaus. Ohne Tammo hätten wir unserm Otto nicht den letzten Wunsch erfüllen und ihn neben Karl dem Großen bestatten können.“

Graf Altmann nickte zustimmend und sprach traurig sinnend:

„Das goldene Kreuz von der Leiche Karls hat dem jungen Otto kein Heil gebracht.“

Diethelm lenkte ab. Er erzählte:

„Graf Tammos Tochterlein Hathumod, eine liebliche Maid von fünfzehn Jahren, wird den Kaiser mit dichterischem Gruß am Eingang der Stadt empfangen.“ Er lächelte.

„Unser junger Meister Heribert hat das holdselige Jungfräulein gemalt als heilige Agnes. Das Bild ist just das schönste im Dommünster.“

Graf Barde horchte auf.

„Berichtete man mir nicht, daß der Kunstschüler Klaus unter Bischof Bernwards Leitung den Dom mit prächtigen Gemälden ausgeschmückt habe?“

„Neht so, Graf Barde; das that Klaus vom Rheine. Er hat sich als Künstler voll Geist und Kraft erwiesen. Das eine Bild aber, die heilige Agnes, malte Heribert, der, wie unser bischöflicher Herr, alle Künste versteht,“ antwortete Diethelm.

Mächtiges Geläute von allen Glocken übertönte seine Worte. Alle Insassen der Domschenke wurden lebendig.

„Ich sagte es, der Kaiser nahe. Die Glocken rufen zum Sammeln, auf daß wir im Festzug ihm entgegen gehen,“ sprach Liudolf und erhob sich.

Barde fuhr eilig, anstatt mit einer rechtschaffenen Bürste, vermittelst der flachen Hand über sein prächtiges Kriegskleid.

„Besser staubbedeckt zur Stelle sein, als glanzübergoßen fehlen,“ erklärte er lachend und schritt an Diethelms Seite hinaus.

Das dauerte aber eine geraume Weile, ehe die

Ordnung sich herstellte. Herr Barde hatte vollauf Zeit, an den viellöblichen Meister Diethelm überflüssige Fragen zu richten:

„Als ich vor etwa dreißig Monden bei Euch war, da schien's mir, als ob Eure Jungfrau Klothild Gefallen an dem jungen Herrn Klaus, so bei Euch wohnt, gefunden hätte. Täusche ich mich hierin oder weigert Ihr Guern Segen, daß die beiden noch kein Bündniß geschlossen haben?“

Unfreudig berührt, schaute Diethelm den harmlosen Frager an. Da er aber aufs Neue dessen Wohlwollen und Gutherzigkeit aus jeder Falte seines ehrlichen Antlitzes hervorlugen sah, reichte er ihm die Hand und sprach:

„Graf Barde, ich weiß, Ihr nehmt Antheil an uns, und darum erzähle ich Euch, was ich noch keinem Menschen vertraut habe. Ja, ich würde mein einziges Kind dem einarmigen Klaus zum Weibe geben, nicht weil er ein Künstler ist, dem Gott wahrhaft seine Gnade geschenkt hat, sondern weil mein armes Kind ihm anhängt mit allen Fasern seines Herzens. Klaus aber lebt nur für seine Kunst und wird niemals aus irdischer Neigung eine zum Weibe begehren.“

„So?“ sprach Graf Barde und versicherte: „Mit dem Künstler werde ich ein Wörtlein reden. Wer sich dem Dienste Gottes am Altare nicht widmen will, der muß ein Weib nehmen; und für Klaus zur Hausfrau geeignet ist Niemand besser als Klothild.“

Das hatte Herr Barde nicht nöthig, nämlich zu einem zaghaften Brautwerber zu reden. Klaus, der thätige, ganz seiner Kunst hingeebene, hatte längst geahnt, daß Klothilde ihm gut war, auch hatten die stillen Zeichen verfloßener Minne tiefen, gar rührenden Eindruck auf ihn gemacht.

Als die Glocken läuteten, da wandelte Klothild im Gärtlein des Hauses; sie neigte sich und pflückte, was der Lenz darbot. Gar zierlich formte ihre Hand ein duftiges Frühlingssträußlein: Schneeglöcklein, Primeln und Veilchen, rundum einen Kranz von Immergrün. — „Das ist die Treue,“ sprach sie leise.

Ein Sträußlein sproß am Wege; sie pflückte es rasch.

„Wegewart, Du mußt dabei sein,“ flüsterte sie. „Sag' ihm, o sag' ihm, ich warte auf ihn.“ (F. f.)



Denkmal für König Ludwig II. in Murnau.

Aus dem Leben Antonio's van Dyk.

Wiedererzählt von D. Landsmann.

„D' bester Ruhs!“ sagten eines Nachmittags des Monats Juni 1616 ein Duzend junger Leute zu einem

alten Diener, welcher in einem Vorzimmer eines der schönsten Häuser in Antwerpen mit Farbenreiben beschäftigt war, „öffne uns das Atelier des Meisters, wir bitten Dich darum!“

„Ich habe versprochen müssen, es Niemandem zu öffnen, meine Herren,“ antwortete Ruys, indem er den Kopf verneinend schüttelte, „und was ich verspreche, das will ich auch halten.“

„Du hältst also Dein Wort Anderen gegenüber,“ versetzte einer der jungen Leute mit Hohn, „während man weiß, daß Du Deiner Frau alle Tage versprichst, niemals wieder Bier zu trinken, aber dennoch alle Abende angeheitert heimkommst, so daß der Kopf nicht mehr gerade steht und die Beine noch weniger.“

„Genug, genug! Das sind Fabeln, Herr Diepenbecke, und dann, wenn ja, was soll dies dathun? frage ich Sie. Was haben das Bier, meine Frau, das Atelier des Meisters Rubens, mein Kopf und meine Beine miteinander gemein?“

„Geh' doch, Ruys,“ rief ein anderer junger Mann in die Ohren des alten Dieners, „öffne diese Thüre! Warum hast Du Furcht?“

„Furcht? Herr van Dyck! Furcht? Ein Mann, der in seiner Jugend auf dem Meere gedient hat, wissen Sie, ein Mann, der alle Tage dem Tod in die Augen gesehen, ist kein Feigling! Ein Mann, der alle Tage mit dem Tode Bekanntschaft machte, soll Furcht haben...“

„Ich werde Dir keine Komplimente machen über Deine Bekanntschaft,“ erwiderte van Dyck, „wir wollen Bekanntschaft machen mit der Bersahungsweise des Meisters Rubens, und zu diesem Zwecke müssen wir seine mehr oder weniger begonnenen Gemälde studiren. Du siehst wohl ein, Ruys, daß es für uns von großer Nothwendigkeit ist, uns das Atelier zu öffnen.“

„Gewiß, Herr van Dyck,“ antwortete der Diener ohne sich stören zu lassen, „aber wenn Sie und diese Herren noch so überführende und des Lobes würdige Gründe hätten, würde ich Ihre Wünsche dennoch nicht besser befriedigen können, und zwar darum, weil ich Sie

kenne. Sie achten nichts, gar nichts. Gestern erst haben Sie diese kleine Gypsstatue, eine griechische Venus oder römische, oder antwerpische, ich verstehe nicht viel davon, zerbrochen, und ich mußte zu Herrn Rubens sagen, daß

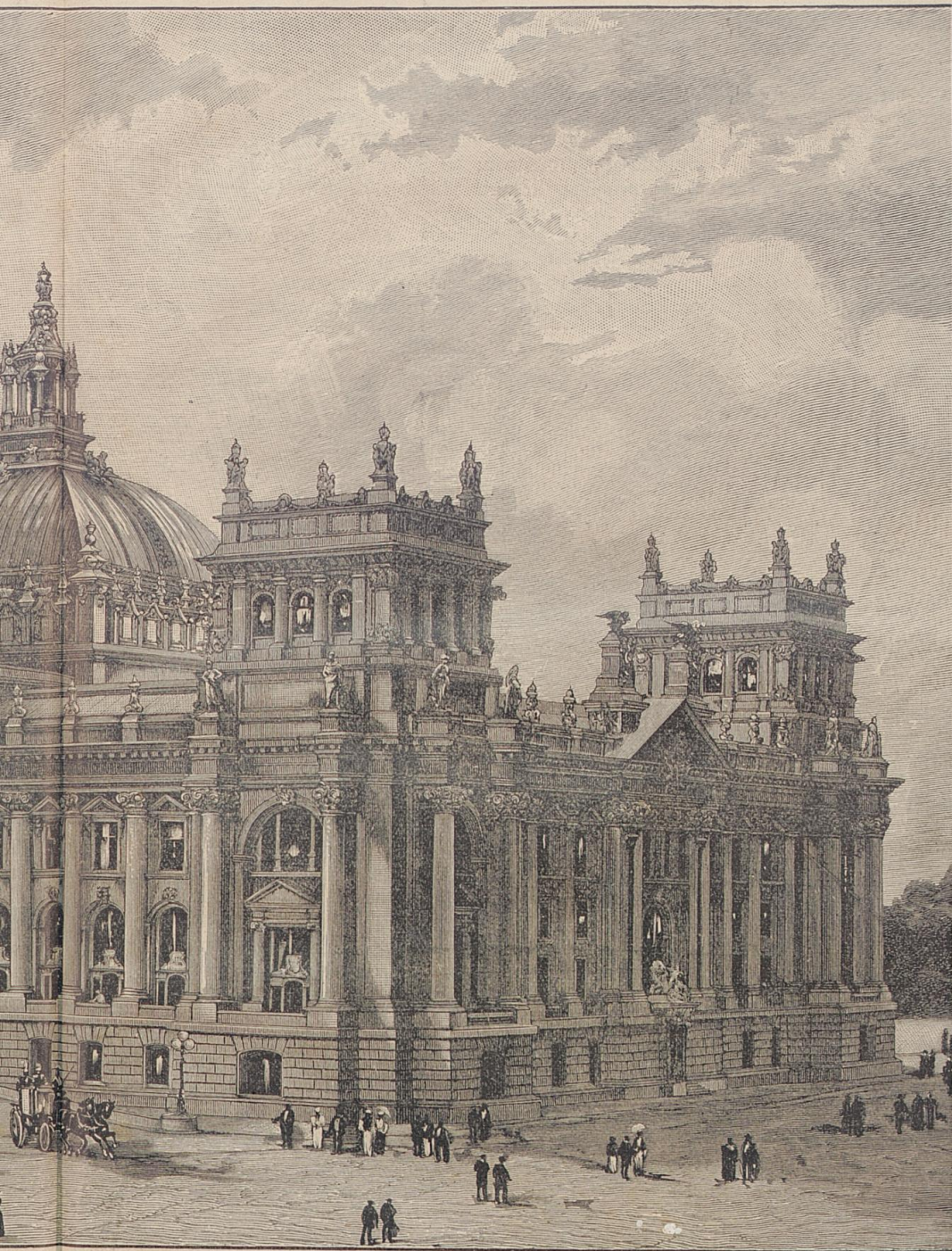


Das neue deutsche Reichstagsgebäude in

der Wind es gewesen sei. „Der Wind?“ hat er mir geantwortet, „die Hitze ist eine drückende gewesen, nicht einmal der mildeste Zephyr wehte.“ Kurz, er glaubte, daß ich sie zerbrochen habe... ich, sein Diener. Welche

Meinung, sagen Sie, meine Herren, welche Meinung denken Sie, daß sich mein Herr von meinem Charakter bildet? Gestern beschuldigte er mich des Muthwillens, mich, der hinkt und überdies am ganzen Körper von

„O bester Ruhs! o lieber Ruhs! geh', laß Dich erweichen! — Komm, ein Packet Cigarren gegen den Schlüssel! Komm, meine schöne Meerschampfeise gegen den Schlüssel!“



Gebäude in Berlin: West-(Haupt-)Fassade.

einem schrecklichen Rheumatismus gequält wird . . . nein . . . in Wahrheit, meine Herren, Sie spielen mit meiner Güte, . . . ich werde die Thüre nicht öffnen.“

Und alle zugleich riefen:

Schule, haben Sie ein Auge auf diese jungen Uebermüthigen, versprechen Sie mir das?“

Und nachdem van Dyck mit freundlichem Lächeln das Jawort gegeben hatte, entschloß sich der alte Diener,

Und dann vernahm man nur mehr den einzigen Ruf:

„Den Schlüssel! Den Schlüssel! Den Schlüssel!“

Während Ruhs sich, in die Enge getrieben, die Ohren verstopfte, bemerkten die Böglinge den Bart eines Schlüssels aus des Dieners Tasche hervorzuliegen; sie entwendeten ihn und öffneten die Thüre des Ateliers; dies war so schnell geschehen, daß Ruhs noch den Riegel knarren hörte, als die Hälfte der Böglinge schon eingetreten war.

„Meine werthen Herren,“ sagte dann der arme Diener, der Reihe nach bald auf den einen, bald auf den anderen blickend, „aus Mitleid mit mir achten Sie hier jedes Ding, betrachten Sie, aber berühren Sie nichts, . . . Heim, Sie versprechen mir es, nicht wahr?“

Aber keiner antwortete; der eine besah ein Gemälde, der andere einen Entwurf, wieder ein anderer prüfte die noch frischen Farben auf der Palette; mehrere standen gruppiert vor einer Staffelei und bewunderten ein angefangenes Bild, das die heilige Magdalena und die heilige Jungfrau, am Fuße des Kreuzes stehend, vorstellte.

Während dieser Betrachtung herrschte die feierlichste Stille. Die jungen Leute so ruhig, so ernst sehend, hörte Ruhs zu sprechen auf; er wandte sich gegen die Thüre, um hinauszugehen, als plötzlich ein Gedanke ihn seine Schritte zurücklenken ließ und er sich einem der jungen Leute näherte, dessen Gesichtszüge das Feuer der Jugend und des Genies zugleich ausdrückten.

„Herr van Dyck,“ sagte er ihm in's Ohr, „ich baue auf Sie, Sie sind der rechtschaffenste der fleißigste, der

zu gehen. Für einige Augenblicke war die Aufführung, welche sie pflogen, thatsächlich eine musterhafte: vertieft in das, was sie sahen, nur an die Kunst denkend, die sie pflegten, besprachen sie sich ruhig miteinander, sei es über die Farbentöne oder die Darstellungsweise.

„Welch' großer Meister ist Rubens!“ sagte der eine.

„Und eine so glänzende Laufbahn!“ fügte ein anderer hinzu.

„Wißt Ihr, meine Freunde,“ versetzte ein dritter, „daß es selten ist, sich den Künstler in dem großen Herrn und den großen Herrn in dem Künstler auf einmal vorzustellen, wie es bei Rubens der Fall ist?“

„Mein Vater,“ sagte van Dyck, „erzählte mir einmal, daß, als Rubens Gesandter in Wien war, bei Tisch des Fürsten Kaunitz, Ministers des österreichischen Reiches, ein Herr, die Gemälde Rubens' rühmend hörend, zu seinem Tischnachbarn sagte: „Dieser Rubens ist also ein Gesandter, dem es gefällt, Malereien zu machen?“ Casa-

wo sie sich befanden, und ohne Rücksicht auf die vorhandenen Meisterwerke warfen sie mit dem Ball aufeinander, rannten hin und wieder, balgten einander ab, umschlangen sich gegenseitig mit den Armen und rangen; kurz, keiner konnte sagen, wie es kam, daß Diepenbecke, von einem angestoßen — man wußte nicht, von welchem — plötzlich stolperte und fiel — gegen was? gegen die Staffelei Rubens'! Die Staffelei stürzte um, die Leinwand mit, und Diepenbecke kam seiner ganzen Länge nach auf die Leinwand zu liegen.

Er stand wieder auf, ein Schrei des Entsetzens entschlüpfte Aller Lippen; die schöne Magdalena war am Arme verwischt, und die Muttergottes hatte die Wange und das Kinn nicht mehr.

Eine Stille der Bestürzung war an Stelle der lärmenden Fröhlichkeit der Zöglinge getreten.

„O meine Freunde, was haben wir gethan!“ riefen sie, indem einer den andern mit Schrecken ansah.



Dr. Roux.



Dr. Gehring.

nova antwortete: „Excellenz täuschen sich, Rubens ist ein Maler, dem es gefällt, Gesandter zu sein.“

Während dieses Gespräches entfernte sich Richard von der Gruppe und bemerkte in einem Winkel einen elastischen Ball, der ohne Zweifel von einem von ihnen am Abende vorher vergessen worden war; er hob ihn auf, und ohne an etwas anderes zu denken, als Bewegungen mit seinen Armen zu machen, welche die Arbeit am Morgen schlaff gemacht hatte, schleuderte er den Ball in die Luft, indem er ihn geschickt wieder auffing, je nachdem er fiel.

Einmal fiel er zu Boden.

„Du bist ungeschickt!“ rief derjenige, dem er zu Füßen gefallen war, indem er den Ball aufhob und ihn auf Richard warf, der jedoch dem Wurf auswich, den Ball ergriff und wieder antwortete. Das Spiel kam in Gang.

Jeder wollte daran theilnehmen, und vornehmlich Diepenbecke, der hierbei eine ungewöhnliche Fertigkeit entfaltete. Schließlich kam es so weit, daß sie vergaßen,

„Wir sind verloren,“ sagte Richard. „Ohne Zweifel jagt uns der Meister morgen Alle aus der Schule.“

„Das wird sicher geschehen,“ sagte ein Anderer; „ich werde indessen auf die Kündigung nicht warten, ich gehe im voraus.“

„Und ich auch!“ fügte ein Weiterer hinzu.

„Und wohin gehen die Herren,“ fragte van Dyck, „einen zweiten Meister wie Rubens zu finden? Nein, es gibt keine Wahl, wir müssen uns gänzlich seinem Zorn aussetzen, wir müssen bleiben.“

„Zumal er so weichherzig ist,“ sagte Diepenbecke.

„Er ist nicht von großer Sanftmuth,“ warf ein Anderer ein.

„Mich macht sein Blick allein zittern,“ sagte Richard.

„Und der Klang seiner Stimme, wenn sie zorniger als gewöhnlich, erstarrt mich,“ bemerkte van Dyck traurig.

„Mein Gott, was thun, was thun?“ sagten Alle mit bestürzter Miene.

„Stellt jedes Ding an seinen Platz,“ sprach Richard, „und wir begeben uns, ohne etwas zu sagen, fort.“

„Pfui doch!“ rief van Dyck; „dadurch würden wir den armen Ruhs beschuldigen, er würde vielleicht davon-
gejagt werden, und wir hätten uns die Verschuldung des
Unglückes eines Greises vorzuwerfen.“

„Aber was thun wir dann?“ fragte Diepenbecke
mit trostloser Stimme.

„Erwarten wir unser Schicksal und tragen wir es,
denn wir haben es verdient,“ antwortete van Dyck.

„Meine Freunde, ein Vorschlag!“ rief der Jüngere
der Gesellschaft. „Wir haben das Uebel verursacht, wir
müssen es auch wieder gut machen: Einer von uns setze
sich an's Werk und arbeite; ich wage es, wenn ihr wollt.“

„Du, Cohen?“ sagte sein Nachbar mit Ueber-
raschung; „Du kannst ja kaum einen Pinsel halten, mein
armer Bursche.“

„Der gute Wille
wird das Uebrige
machen, James,“ ant-
wortete Cohen.

„Wie wenn der
gute Wille das Talent
vertreten könnte!“ ver-
setzte Diepenbecke. —

„Dennoch ist der Vor-
schlag Cohen's nicht
zu verwerfen. Einer
von uns, und zwar
der Tüchtigste, soll sich
an's Werk machen und
die Verbesserung vor-
nehmen.“

„Und wer ist der
Tüchtigste?“ fragten
sich Alle, einander
betrachtend.

Einmüthig nann-
ten Alle Antonio van
Dyck.

„Ich?“ sagte van
Dyck, erstaunt über
die Aufgabe, die ihm
seine Kameraden auf-
erlegten.

„Ja Du!“ wieder-
holten sie Alle; „Du
bist der Tüchtigste.
Du hast drei Stun-
den vor Dir; Muth,
Freund, rette uns!“

Bestürzt ergriff van Dyck mit der einen zitternden
Hand die Palette, welche man ihm reichte, setzte sich vor
das Gemälde, wählte die entsprechenden Pinsel, und in
dem Augenblick, ein so schönes Werk zu berühren, hielt
er noch inne.

„Welche Vermessenheit!“ sprach er, das Auge zweifelnd
auf seine Kameraden geheftet, die ihn umstanden.

„Vorwärts, vorwärts, van Dyck!“ erwiderten sie
ihm, indem sie ihn mit den Händen stießen; „alle unsere
Hoffnung ist in Dir, Du allein kannst den Schaden
wieder gut machen, vorwärts also!“

Mit klopfendem Herzen gab endlich van Dyck den
dringenden Wünschen seiner Freunde nach. Nach zwei
Stunden fieberhafter Arbeit, wo Geist und Herz gleich
angestrengt schafften, war das Werk vollendet, und van

Dyck erhob sich schweißtriefend von seinem Stuhle.
— Eine der größten Schwierigkeiten war besiegt; aber
morgen, was wird Rubens sagen, wenn er den Betrug
bemerkt?

Daß keiner der Zöglinge in dieser Nacht die Sühig-
keit des Schlafes kostete, ist wohl leicht denkbar.

„Ach, ich bin ganz zufrieden mit Euch,“ sagte Ruhs
zu dem Zöglinge, welcher ihm den Schlüssel überreichte;
„seit ungefähr zwei Stunden befand ich mich im Neben-
zimmer des Ateliers und ich habe von Euch so wenig
gehört, als wenn Ihr nicht dort gewesen wäret; das ist
musterhaft, Ihr seid brav wie die kleinen Heiligen von
Ghys.“

Keiner lachte über den naiven Ausdruck des alten
Diener's, Jeder begab sich sorgenvoll von dannen. Die-

selbe trübe Miene
war ihnen auch am
folgenden Tage eigen,
als sie sich an die
Arbeit machten.

Der Eintritt Ru-
bens' in die Schule
machte einen angst-
vollen Eindruck, aber
das Anlitz des Mei-
sters war sonnig.

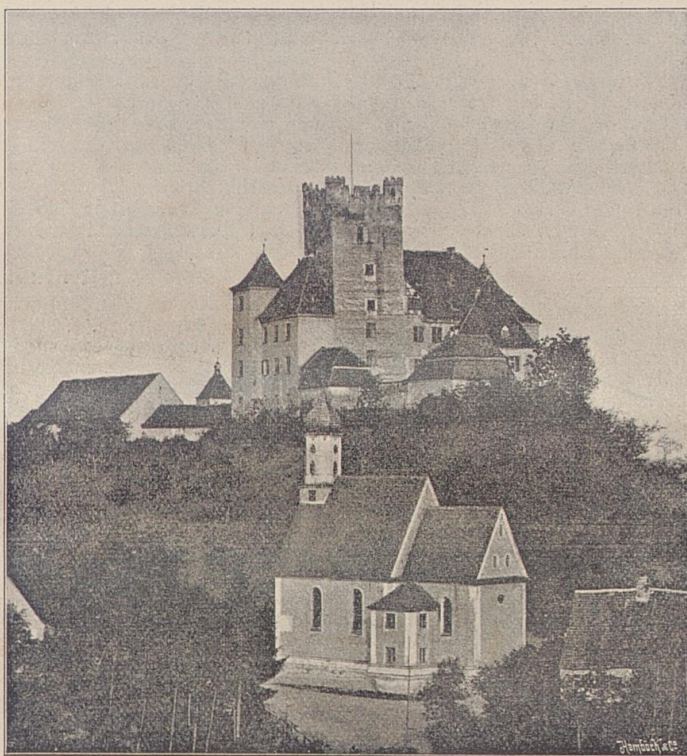
„Er weiß noch
nichts,“ sagte Einer
leise zum Andern,
und sie beruhigten sich
für den Augenblick.

Rubens ging von
Staffelei zu Staffelei,
indem er den Einen
ermunterte, dem An-
dern einen Rath gab,
einem Dritten einen
Vorwurf machte.

Plötzlich richtete er
sich an seine sämt-
lichen Zöglinge.

„Meine Herren,“
sagte er, „ich will
Ihnen mein Gemälde
zeigen, ein Kirchen-
gemälde, welches ich
für die Kapelle eines
Kardinals mache; fol-
gen Sie mir.“

Ein Schauer durchlief die Andern eines jeden Zög-
lings, dessen ungeachtet erhoben sie sich und folgten
stillschweigend ihrem Meister. (Schluß folgt.)



Reifensburg.

Original-Aufnahme von Gustav Baader, Photograph in Krumbach. [Bervielfältigungsrecht vorbehalten.]

Zu unseren Bildern.

Graf Hartmann von Fugger,

Regierungspräsident der Oberpfalz und von Regensburg.

Unsere Leser empfangen heute das Bildniß des neu ernann-
ten Regierungspräsidenten der Oberpfalz und von Regensburg,
Grafen Hartmann von Fugger-Kirchberg-Weißenhorn. Er wurde
geboren am 29. Juni 1829 zu Schloß Oberkirchberg an der
Iller als sechster Sohn des Reichsraths Grafen Fr. Fugger
und dessen Gemahlin Johanna, geb. Freitin v. Freyberg. Graf
Hartmann wurde in der kgl. Pagerie zu München erzogen und
oblag seinen juristischen Studien an den Universitäten von
Berlin und München. Er erhielt seine erste Staatsanstellung

für Kusel in der Pfalz und wurde bereits am 21. Juli 1858 zum Regierungsdirektor befördert. Von 1862 bis 1868 wirkte er als Bezirksamtman in Neuburg a. D., um von diesem Jahre ab als Regierungsrat und dann als Direktor abwechselnd in den Kreisregierungen der Rheinpfalz und Oberbayerns seine Dienste dem Staate zu widmen. Graf Fugger war lange Zeit in hervorragender Weise parlamentarisch thätig. Schon als Bezirksamtman vertrat er den Wahlkreis Donaunwrth im Landtage, und bis 1881 finden wir den Grafen Fugger als hervorragendes Mitglied der Rechten in der bayerischen Abgeordnetenkammer; dem deutschen Reichstage von 1877 bis 1881 gehörte er als Zentrumsmitglied an. Bei den Neuwahlen von 1881 zog er sich von der parlamentarischen Arena zurück. In den letzten Jahren hatte er vielfach an Stelle des wegen Krankheit oft beurlaubten Freiherrn v. Pfeufer die Präsidialgeschäfte zu führen.

Das Denkmal König Ludwigs II. in Murnau.

In Murnau, am Fuße der Berge, ließ die Liebe der bayerischen Oberländer zu König Ludwig II., dem „Irrsinnigen“, ein würdiges Denkmal errichten. Die Anregung zur Errichtung eines solchen gab Posthalter Bayrlacher dortselbst. Durch freie Liebespenden kam das am 26. August 1894 unter dem Zubrang von mehr als 10,000 Festteilnehmern in dem oberbayerischen Markt Murnau feierlich enthüllte Monument zu Stande. Josef Hautmann, der jahrzehntelange den hervorragendsten Antheil an der plastischen Ausgestaltung der königlichen Entwurfs hatte, ist der Schöpfer der Kolossalbüste aus weißem Marmor, die sich in lebensvoller Ähnlichkeit von dem Hintergrund aus natürlichem Fels abhebt. Sie ruht auf einem gleichfalls marmornen Sockel, der das bayerische Wappen trägt, nebst den einfachen Worten, mit denen die „getreuen Landeskinde ihrem unvergeßlichen Ludwig“ dies bescheidene, aber nicht unwürdige Denkmal widmen.

Das neue Reichstagsgebäude.

Am 5. Dezember wird der Reichstag wieder zusammentreten und zwar diesmal in einem neuen, prachtvollen Palast. Ueber ein Dutzend waren Tausende von Händen unausgesetzt thätig an der Ausführung des Riesenbaues, der bestimmt ist, der Volksvertretung des Deutschen Reiches, dem Reichstage, ein würdiges Heim zu bieten. Endlich ist das Prachtgebäude zur Vollendung gebrungen und wenn die deutschen Volksboten sich wieder in der Hauptstadt des Reiches vereinigen, werden sie unter festlichem Gepränge ihren Einzug in den neuen Parlamentspalast halten und weiter beraten über des Volkes Wohl und Wehe — möge ihre Thätigkeit im neuen Hause dem Reiche zu stetem Segen gereichen.

Bereits im Jahre 1873 ließ der Reichstag 24 Millionen Mark aus der französischen Kriegsschädigung nebst den anwachsenden Zinsen für die Errichtung eines großartigen deutschen Parlamentsgebäudes bereit stellen. Gleichzeitig wurde eine Konkurrenz für einen entsprechenden Plan eröffnet, aus welcher nach schwieriger Entscheidung der Baumeister Paul Ballot, von Geburt ein Rheinländer, als Sieger hervorging. Ihm wurde auch die Bauleitung, sowie die künstlerische Uebersichtung anvertraut.

Der Bau gestaltet sich in seiner Hauptgrundrisslage als ein großes Rechteck, dessen Mittelpunkt naturgemäß das Herz des ganzen Hauses der ringsum von weiten Gängen umgebene Sitzungssaal ist. Ueber ihm erhebt sich die Kuppel von Glas zwischen goldschimmernden Rippen, darüber die gleichfalls goldglänzende Laterne, ein von Säulen umstellter Bau und über der Laterne als Abschluß des Ganzen, die goldene Kaiserkrone. Die Hauptfront, die 130 Meter lang ist, entwickelt sich palastrartig in scharfer Betonung der inneren räumlichen Bedeutung auch nach außen hin. Die Mitte dieser Fassade nimmt die kräftig vortretende Säulenhalle ein, deren Kapitäl über Mannshöhe haben. In dem breit gelagerten Feld des mächtigen Giebels treten Skulpturen hervor, die ihre Steigerung bis zur Kuppel hin in den massigen Entwürfen und in der Begas'schen Germaniagruppe finden. Charakteristisch wirken jedoch die thurmartigen Gebaute mit offenen Galerien und figurengeschmückter Balustrade. An äußerem Schmuck ist der neue Reichstagsbau überhaupt außerordentlich reich, aber die Maße des Gebäudes so gewaltig, daß die bildnerischen Zierden nirgends als überladen erscheinen. Ein hoher Sockel in schwerer Fugung schließt das Gebäude nach unten ab. In Mitten aller vier Seiten sind die Eingänge angeordnet und zwar ist der, welcher auf unserer Abbildung ersichtlich ist, der mehr repräsentative Eingang, welcher wohl nur bei besonderen Anlässen be-

nutzt wird. Den gewöhnlichen Eingang für Abgeordnete und Publikum bildet das Südportal.

Rechts und links vom Mittelbau sind die Erfrischung- und Lesesäle der Abgeordneten. An der Ostfront liegen nach Süden die Räume für den Bundesrath, nach Norden die für das Reichstagepräsidium. Die nördliche Eingangshalle ist als Durchfahrt gestaltet; von hier aus gelangt man über den ersten Hof und eine weitere Durchfahrt unter dem Sitzungssaal bis in den Südhof. Im Untergeschoß befinden sich Post, Telegraphie, Heizung und eine Anzahl anderer Dienststräume nebst den Garderoben und einigen Hallen, die den Abgeordneten für Besuchs-empfang reservirt bleiben.

Die neue Behandlung der Diphtherie.

Professor Behring in Halle hielt kürzlich in einer Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Wien einen Vortrag über sein neues Heilverfahren zur Heilung der Diphtherie. Behring injicirt Pferden, welche zu keinem anderen Zwecke gebraucht werden dürfen, steigende Mengen von Diphtheriegift. Wenn dieselben eine bestimmte Menge Toxin ohne Reaktions-Erscheinungen vertragen, wird denselben durch Abrieb Blut entnommen und aus diesem mit Antitoxin beladenen Blute das Serum, das ist die nach der Gerinnung des Blutes übrig bleibende Flüssigkeit gewonnen, welche sodann keimfrei gemacht wird und nun für den Gebrauch reif ist. Die Heilwirkung des auf diese Weise dargestellten Antitoxins ist unzweifelhaft und in letzter Zeit durch zahlreiche Fälle nachgewiesen. Sehr günstige Resultate sind besonders auch von Dr. Roux in Paris bekannt geworden. Professor Behring äußerte sich, daß von hundert Kindern, welche innerhalb 48 Stunden nach der Erkrankung mit dem Mittel behandelt werden, keine fünf sterben werden.

Reisensburg.

Dorf in Schwaben, Bez.-Amts Günzburg, mit circa 640 Seelen, mit einem dem Frhrn. v. Niedheim gehörigen Schlosse. Die Beste Reisensburg wird das erste Mal in der Mitte des 10. Jahrhunderts genannt. Berchtold nämlich, Sohn des bayerischen Pfalzgrafen Arnulf, hatte sich dem Auftruhre der bayerischen Lutpoldinger gegen König Otto I. angeschlossen; zur Strafe hiefür wurde er aus Bayern verwiesen und in die schwäbische Beste Reisensburg verbannt, welche damals den Schwaben gehörte. Im Jahre 1295 erscheint die Herrschaft Reisensburg als Besitzthum des Markgrafen von Burgau. Das Geschlecht der Reisensburger erscheint damals nicht mehr in dieser Gegend; aber noch im Jahre 1315 wird unter den Adeligen ein Rudolf von Reisensburg als Zuge für Kloster Zimmern genannt. Als um das Jahr 1300 die Markgrafschaft Burgau vom Hause Habsburg erworben wurde, fielen auch Schloß und Herrschaft Reisensburg an die neuen Landesherren. Im November 1452 gingen die Herrschaften Günzburg und Reisensburg mit vielen andern Gütern aus der Hand des Hans von Knöringen, damals Landvogt zu Burgau, in den Pfandbesitz des reichen Ritters Hans von Stain auf Ronsberg über. 1457 machte Erzherzog Albrecht demselben Hans v. Stain Reisensburg nebst Zugehör um den Preis von 4000 fl. zu einem Lehen. Damit war Reisensburg von Günzburg getrennt und mit seinen Zugehörden zu einer eigenen burgauischen Lebensherrschaft gemacht. Die von Stain blieben im Lehensgenusse von Reisensburg, kamen aber in ihren Vermögensverhältnissen immer mehr zurück. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts stieg die Familie so tief in Schulden, daß Kaiser Rudolf II. befahl, es solle die ganze Herrschaft unter Sequester gestellt werden. Im Jahre 1760 gelangte durch Erbrecht Karl von Ehb zu Neu-Dettelsau in den Besitz von Reisensburg. Der letzte Besitzer von Reisensburg aus der Familie der Freiherren von Ehb, Friedrich Karl, starb um das Jahr 1852. Reisensburg wurde nun verkauft, und zwar an den Freiherren Maximilian v. Niedheim zu Harthausen, dessen Nachkommen sich heute noch im Besitze des Schloßes befinden. An dem Schlosse erhebt sich der alte Burghurm, wohl jenes castrum, aus welchem der verbannte Schyre Berchtold von Bayern im Jahre 955 zu den Ungarn nach Augsburg eilt, um seinen Verrath an Kaiser Otto auszuüben. Die jetzigen Schloßgebäude wurden in späterer Zeit um den Thurm angelehrt, Reisensburg hat eine dem hl. Papste und Märtyrer Sixtus geweihte Kirche; dieselbe wird schon im Jahre 1462 erwähnt. Das alte Kirchlein wurde 1767 abgebrochen und im folgenden Jahre die gegenwärtige Kirche gebaut.

